

ANNEMARIE  
HAVERKAMP

# Aus Liebe zum Leben

WIE WIR DAS SCHICKSAL  
UNSERES KINDES ANNAHMEN



**Weltbild** Premiere

## **Kein Kind wie alle anderen**

Annemarie und Bart freuen sich auf ihr Kind. Doch Job wird mit einer seltenen Chromosomenabweichung geboren. Er sieht nicht nur anders aus als die anderen Babys, bald ist auch klar, dass er körperlich und geistig schwer behindert sein wird. Seine Eltern brauchen Zeit, um dieses ganz besondere Kind lieben zu lernen. Aber je mehr die Liebe wächst, desto drängender werden auch die Fragen: Wird, ja soll Job am Leben bleiben? Und wenn ja: Wie wird dieses Leben aussehen?

**Direkt, ehrlich und humorvoll trotz allem – eine Familiengeschichte, die Mut macht**

Annemarie Haverkamp

# Aus Liebe zum Leben

Wie wir das Schicksal unseres Kindes annahmen

Aus dem Niederländischen übersetzt von Gaby van Dam

**Weltbild**

## Annemarie Haverkamp

Annemarie Haverkamp, geboren 1975, ist Journalistin. Sie schreibt seit Jahren eine viel gelesene Kolumne über das Leben mit ihrem schwerbehinderten Sohn.

Die niederländische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Dolgelukkig zijn wij The Netherlands* by Uitgeverij Nieuw Amsterdam

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Annemarie Haverkamp

Dieses Werk wurde vermittelt durch anoukh foerg – literary agency, 80796 muenchen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerner Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Gaby van Dam

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-8289-2968-5

**2004**

# Tag 1

## Mittwoch, 4. Februar

Sie rollen ihn zu mir. Der nackte Säugling trägt ein gestreiftes Mützchen. Er schaut durch das Glas auf das Fußende meines Bettes. Seine weit geöffneten Augen liegen nicht auf einer Linie.

Die kleinen Räder des Transportinkubators 5400 quietschen, als sie meinen Sohn wieder mitnehmen.

Um 10.17 Uhr wurde Job geboren.

»Was ist mit ihm los?«, war Barts erste Frage. Das Baby lag schwer auf meinem Bauch. Bart bekam eine Schere. Ob er die Nabelschnur durchschneiden wolle?

Als das Kind von mir abgelöst war, nahm die Geburtshelferin es von mir weg.

»Mach ruhig Fotos«, sagte sie.

Bart wollte nicht.

»Mach ruhig Fotos«, forderte sie ihn mit Nachdruck auf.

Mein Freund knipste das erste Bild von seinem Sohn.

Ich konnte nicht sehen, was er sah. Die Geburt dieses Kindes hatte mich in eine Position gezwungen, die es mir unmöglich machte, die Umgebung wahrzunehmen.

Bart schüttelte den Kopf. Die Kamera lag in seiner Hand.

Die Ärzte waren bereits kurz nach 10:17 Uhr da. Ich hatte nicht gehört, wie sie reingekommen waren. Sie standen zu dritt um einen Untersuchungstisch auf der rechten Seite meines Krankenhausbetts. Darauf lag unser Baby. Es hörte sich an wie ein Geißlein.

Bart war größer als die Ärzte. Er schaute über ihre Köpfe hinweg auf den Tisch. Ich sah nur ihre Rücken. Ich konnte nicht verstehen, was die Ärzte besprachen. Jemand muss den Brutkasten weggebracht haben.

Heute ist der 4. Februar und mit 14 Grad Celsius ist es mild für die Jahreszeit. »Der wärmste 4. Februar seit Beginn der Aufzeichnungen«, sagte Wettermann Erwin Kroll gestern in den Nachrichten. Wir saßen zu Hause auf dem Sofa vor dem Fernseher. Ich war hochschwanger.

Bart sah glücklich aus. Weil er den Winter nicht mag.

Unser Baby hätte schon längst auf der Welt sein können, es war zwei Wochen über der Zeit. In der Praxis »In guter Hoffnung« hatten sie uns gesagt, wir sollten uns keine Sorgen machen. Dem Baby gefiele es bei mir einfach so gut. Ob es ein Junge oder ein Mädchen war, wollten wir nicht wissen.

»Hauptsache, es ist gesund.«

Mit Nadel und Faden verschließt die Hebamme den Schnitt, den sie meinem Unterleib vor einer Stunde verpasst hat, um Job durchzulassen.

»Geh ruhig mal kurz zum Duschen«, sagt sie.

Ich setze mich auf die Bettkante und spüre, wie meine nackten Füße das kalte Linoleum berühren.

»Kannst du laufen?«

»Ich glaub schon.«

Sie hilft mir in die Dusche. Mit einer Hand stütze ich mich auf ihre Schulter, während das Wasser über meinen Kopf und zwischen meinen Brüsten nach unten läuft und meinen Körper von Blut- und Schweißresten befreit.

Als wir zurückkommen, sitzt Bart auf dem Stuhl neben dem Bett und weint. Das hat er nicht mehr getan, seit er zehn Jahre alt war. Damals knallte er zum letzten Mal von einer größeren Höhe herunter; er fiel von einem Baum.

Ich setze mich aufs Bett. Bart legt den Kopf auf die Baumwolldecke, und ich streichle seine langen Locken. Vor der Geburt hatte er eigentlich noch zu unserem iranischen Friseur Soheil an der Ecke gehen wollen. Er ist einfach nicht mehr dazu gekommen.

»Ich will kein behindertes Kind, Anne.«

»Ich auch nicht.«

Wir bekommen Zwieback mit Zuckerstreusel, der in den Niederlanden traditionell nach jeder Geburt verzehrt wird. Serviert auf einem Porzellanteller mit dem Logo der Universitätsklinik.

»Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Sohn«, sagt ein verlegenes Mädchen mit hagerem Gesicht. Das Tablett hält sie fest mit ihren dünnen Fingern umklammert.

Bart dreht sich nicht um. Er starrt durch das Fenster des dritten Stocks nach unten. Autos ziehen geräuschlos vorbei. Auf der Fensterbank steht eine tragbare Stereoanlage. Wer möchte, kann in diesem Kreißsaal seine eigenen CDs abspielen.

Ich esse auch noch Barts Zwieback auf. Krümel fallen auf die Bettwäsche.

»Nein, nein, nein, nein, nein«, sagt Bart immer schneller. Er erhebt seine Stimme nicht. Das tut er nie. Mit der flachen Hand schlägt er auf den Apparat, der während der Geburt den Herzschlag des Babys gemessen hat und immer noch neben dem Bett im Kreißsaal steht. Die Kabel, die unten an der Maschine sitzen, schnellen wild auf und ab.

Bart schüttelt immer noch den Kopf.

Wie ist das möglich?

Mit unserem Kind ist etwas nicht in Ordnung.

Ich blicke zu Bart, der mit seinem Rücken das Licht vom Fenster blockiert. Sein Gesicht sieht ganz fremd aus. In seine Stirn hat sich eine tiefe Furche in Form einer Wünschelrute gegraben. Mein Gehirn registriert leere Bilder. Die Information, die zu ihnen gehört, kommt nicht mehr an. Apathisch sitze ich aufrecht auf dem Krankenhausbett. Das warme Duschwasser war das Letzte, was ich gefühlt habe.

Über einem Hocker, neben dem Waschbecken, sehe ich Barts Jacke hängen. Meine Tasche mit sauberen Unterhosen und Babykleidung liegt daneben auf einem Stuhl, wie Bart sie hingelegt hat, als wir gestern Abend in dieses Zimmer kamen. Die blutbefleckten Tücher wurden in einem Wäschesack aus Baumwolle mit metallischem Untergestell aus dem Zimmer geschoben. Ich sehe das Wägelchen im Flur stehen. Alle Spuren sind

verwischt. Schsch, es war nur ein schlimmer Traum.

»Und wir haben uns so viel Mühe gegeben«, sage ich.

Zehn Stunden lang hat Bart hier meine Hand gehalten. Hat mir gesagt, dass ich es sehr wohl schaffen würde, als ich schrie, dass ich nicht dafür gemacht sei, ein Kind auf die Welt zu bringen. Er hat mich auf die Stirn geküsst und immer wieder »Gut so, mein Mädchen« wiederholt, bis das Baby aus meinem Körper kam.

So etwas widerfährt uns nicht.

Es darf nicht sein.

Die große, runde Uhr an der Wand zeigt an, dass bereits seit einer Stunde kein Arzt oder anderes medizinisches Personal mehr bei uns gewesen ist.

»Ich werde hier verrückt«, sagt Bart. Unaufhörlich läuft er im Zimmer hin und her. »Ich will wissen, was mit ihm los ist und was sie mit ihm machen.«

Er setzt sich neben mich. Sieht mich lange an, als würde er nach mir suchen. Dann nimmt er die Schultern hoch und läuft zurück zum Fenster. Wühlt mit gespreizten Fingern durch seine wilden Locken. Fragt, ob ich ein Glas Wasser möchte. Ich höre mich selbst »Nein, danke« sagen, dann lässt er sich wieder auf den Stuhl fallen. Mit geradem Rücken. Ich verfolge alle seine Bewegungen. Wie betäubt.

»Warum sagt uns niemand, wo unser Kind ist? Was machen sie mit ihm? Ich will jetzt verdammt noch mal wissen, wo unser Kind ist!«

»Vielleicht ist er schon tot«, sage ich. »Und wir sitzen hier.«

Die Stuhlbeine kratzen über das Linoleum. Bart steht auf und geht mit großen Schritten auf den Flur. Ich höre, wie er suchend hin und her läuft. Die Tür vom nächsten Kreißsaal öffnet. Eine Schwingtür hinter sich zufallen lässt. Wie er wildfremde Menschen im Flur anspricht. Seine Stimme klingt undeutlich, weit entfernt. Artikulieren ist nicht Barts Stärke. Er kommt ohne Neuigkeiten über unser Kind zurück und setzt sich nicht mehr auf den Stuhl.

»Sie finden jetzt heraus, wo er ist.«

Es dauert siebenundvierzig Minuten. In der Türöffnung erscheint eine Frau mit einer Mappe unter dem Arm. Sie platziert ihre Birkenstocksandalen genau auf die dünne Fuge zwischen zwei Dielenbrettern neben meinem Bett. »Job hat verschiedene Untersuchungen durchlaufen. Er ist müde. Ihr könnt nachher zu ihm.«

Bart fragt, ob es normal sei, dass wir so lange ohne irgendein Lebenszeichen auf Nachricht von unserem neugeborenen Kind warten mussten.

Es ist nicht normal.

Die Abteilung für Neonatologie heißt B0 und liegt im Untergeschoss des Krankenhauses. Wir fahren mit dem Lift nach unten. Im Spiegel sehe ich mir die junge, blonde Frau in ihrem Bett an. Ihren seidenen Pyjama trägt sie wie eine kugelsichere Weste, zugeknöpft bis unters Kinn.

Bart und die Dame mit der Mappe unter dem Arm schweigen. Im Liftschacht klirren die

Ketten, die uns nach unten sacken lassen.

Eine Frau in Krankenschwestertracht empfängt uns am Ende des Korridors. Sie nennt ihren Namen: Bettie. Sie ist etwas älter und hat sich das dicke, buschige Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ob wir erst unsere Hände mit Desinfektionsmittel waschen wollen.

»Job liegt nicht mehr im Brutkasten«, sagt sie, nachdem sie uns gezeigt hat, wie wir die kleine Pumpe am Waschbecken benutzen müssen. »Das war nicht notwendig.«

Ich habe mir noch nie im Bett die Hände gewaschen. Ich strecke sie weit nach vorn unter den Wasserhahn und schaffe es dennoch nicht, ohne auf die Decke zu kleckern.

Die Abteilung Neonatologie hat die Form eines großen »L«. Entlang der langen und der kurzen Seite stehen etwa zehn kleine Bettgestelle. Alle Fenster sind verdunkelt. Es dringt kein Tageslicht herein. B0 erinnert an einen Keller. Allerdings riecht es hier nicht nach feuchten Wänden, sondern nach Babypflegetüchern.

Das erste Baby hat so viele Haare, dass es aussieht wie ein Äffchen. Zwei Frauen mit Kopftüchern und großen, traurigen Augen sitzen neben seinem Brutkasten. Sie grüßen uns nicht.

Baby Nummer zwei ist so groß wie Barts Hand. Eine Pampers schlottert um seinen runzligen Leib. Es liegt hinter Glas. An einem seiner Zehen leuchtet ein Lämpchen, festgeklebt mit einem Pflaster. E. T.

Job liegt kurz nach dem Knick vom L. Bettie manövriert mein Bett um die Ecke, parkt mich neben meinem Kind und klappt für Bart einen Plastikgartenstuhl auseinander. Sie zieht einen Vorhang vor. Mehr Privatsphäre gebe es in B0 nicht, sagt sie entschuldigend.

»Willst du ihn anlegen?«

Bettie hält das Baby in ihren Armen. Er ist nicht mehr nackt. Wer hat ihn angezogen? Zwischen strubbeligen Härchen klebt noch ein wenig getrocknetes Blut. Unter seinem Shirt kommen Kabel heraus. An seiner Schläfe klebt ein kreuzförmiges Pflaster. Es fixiert eine kleine Nadel, die ihm jemand in den Kopf gestochen hat. Daran ein dünner Schlauch, durch den eine helle Flüssigkeit läuft.

»Kann ich ihn halten?«, frage ich.

Fachkundig legt sie mir das Kind an die Brust. Sie schiebt mein glänzendes Pyjamaoberteil zur Seite.

Ich betrachte mein Baby. Sein Kopf hat die Form einer Birne, und in seinem Gesicht befindet sich ein winzig kleines Näschen. Das linke Auge ist größer als das rechte. Die spitz zulaufende Stirn mündet in einer hässlichen Kante zwischen den Augen. Kleine Ohren kleben wie ausgespuckte Kaugummis an seinem Schädel. Die Füße stehen nach oben, mit den Zehen kann es seine Schienbeine berühren. Zwei blaue, abgeknickte Fäustchen hängen wie Wassertropfen an seinen Armen. Auf seinem Bauch, unter dem Pullover, sitzt ein Knubbel von der Größe eines Tennisballs.

Bist du das Kind, das wir gemacht haben?

Das Baby klimpert mit seinen schielenden Augen, sonst macht es nichts. Lustlos liegt es mit seiner Wange auf meiner entblößten Brust. Vom Gartenstuhl mit den breiten

Armlehnen aus sieht Bart zu. Ich fühle seinen Widerstand. Das hier entspricht nicht dem Foto, das wir auf die erste Seite unseres Familienalbums zu kleben gedachten.

»Wenn du willst, können wir abpumpen«, schlägt Bettie nach einer Viertelstunde vor.  
»Dann bekommt Job trotzdem deine Milch.«

In einem Kurs habe ich gelernt, wie wichtig Muttermilch ist. Die beste Waffe gegen Allergien und Krankheiten.

Bart liest meinen Blick. »Sie will es nicht.«

Er hat recht. Sie will nur noch weg.

Bettie wird ihm die Flasche geben. Kunstmilch aus der Packung.

Wir lassen das Baby bei Bettie zurück. Eine Krankenschwester schiebt mein Bett durch die Gänge. Bart läuft voraus, die Winterjacke unter dem freien Arm. Die Geburtstasche liegt auf der Decke. »Hier links«, sagt das Mädchen mit den schlampig epilierten Augenbrauen.

Wir fahren durch die Entbindungsstation. Es ist, als ob plötzlich jemand den Lautstärkeregler hochdreht. Babys weinen, Mütter lachen, Väter stampfen durch die Krankenzimmer. Ich sehe Luftballons.

Die Krankenschwester schiebt mich immer an der Wand entlang und führt uns dann geradeaus durch eine breite Türöffnung. Der Lärm ebbt ab, als sie das Bett mitten im Zimmer mit der Bremse fixiert und die Tür hinter uns schließt.

Stille.

»So. Hier habt ihr einen Raum nur für euch.«

Es stehen lediglich vier Stühle an der Wand. Ansonsten ist das Zimmer leer, als ob die gerade ausgezogenen Bewohner jeden Moment zurückkehren könnten, um auch noch die letzten Sachen in den Umzugswagen zu laden.

»Darf ich hier mit dem Handy telefonieren?«, frage ich.

»Nur zu. Kann ich euch Tee oder Kaffee holen?«

Ich brauche nichts. Bart auch nicht. Die ramponierten Augenbrauen lassen uns allein.

Mit Fingern so schwer wie Blei tippe ich Papas Telefonnummer. Am anderen Ende der Leitung ist eine Bohrmaschine zu hören. Sägen. Männerstimmen. Mein Vater ist Zimmermann. Er arbeitet gerade auf einer Baustelle.

»Papa, wir haben einen Sohn, aber er ist überhaupt nicht in Ordnung.«

Mit dem Telefon in der Hand entfernt er sich von der Lärmquelle. Wieso er nicht in Ordnung sei und was mit ihm los sei, will er wissen.

Ich antworte, dass wir das noch nicht wüssten. »Die Ärzte untersuchen ihn. Aber man sieht sofort, dass er nicht normal ist. Er hat einen sehr sonderbaren Kopf, und alles ist schief.«

Ich höre, wie er schluckt. »Ik kome so flott, wie ik kann.«

Mein Vater spricht, wie immer, Dialekt. Er kommt aus der Gegend, die Achterhoek, also »Hinterste Ecke« genannt wird. Mein Bruder Erwin und ich sprechen die Hochsprache. Das verdanken wir meiner Mutter, der es wichtig war, dass ihre Kinder anständig sprechen lernten. Nur wenn sie böse war, wechselte sie in ihre Muttersprache, den gleichen Dialekt

wie bei unserem Vater.

Papa verfällt in den Organisationsmodus. Ich brauche Mama und Erwin nicht anzurufen, sagt er, das würde er übernehmen. Dann werde er seinen Kollegen Gijs zurück an den Arbeitsplatz bringen und danach Mama von zu Hause abholen, um mit ihr zum Krankenhaus zu fahren. Es werde aber wohl noch ein wenig dauern, bis er da sei. Ich solle mein Telefon griffbereit halten, damit er mich erreichen könne, wenn etwas wäre. Und ich ihn.

Als wir mit dem Informationsaustausch fertig sind, fällt mir ein, dass ich gar nicht erwähnt habe, wie unser Sohn heißt. Papa hat nicht danach gefragt.

Lana findet, dass Job ein schöner Name ist. Ich habe sie gleich als Zweite angerufen, sie ist meine beste Freundin. Lana erschrickt bei meiner Erzählung, erholt sich aber schnell.

»Kann ich etwas für euch tun?«

»Könntest du ein paar Leute anrufen?«

Ich lese Namen und Telefonnummern vor: Freunde, die benachrichtigt werden wollen. Die Liste liegt bereits seit zwei Wochen zusammengefaltet in der Geburtstasche. Bart und ich haben kein Bedürfnis zu sprechen.

Auf der metallenen Parkbank steckt sich Bart eine Zigarette an. Er gibt mir mein Telefon zurück, mit dem er seine Eltern angerufen hat. Bart inhaliert tief. Ich sitze neben ihm in einem Rollstuhl, den wir uns auf dem Flur geliehen haben. Der Isolierzelle auf der Entbindungsstation sind wir entflohen, wir haben die Leere nicht mehr ertragen. Einen Arzt würden wir vorläufig nicht zu sehen bekommen, haben sie uns an der Rezeption gesagt, als wir danach fragten. Es sei unglaublich viel los.

Aus der Tiefgarage sehe ich meine Hebamme Louise aus der Praxis »In guter Hoffnung« nach oben kommen. Jemand muss sie alarmiert haben. Ich winke ihr zu. Sie biegt ab zu unserer Bank.

»Wie ist das nur möglich?«, sagt sie. Ihr rundes Gesicht ist von roten Flecken überzogen. Ihre Jacke ist offen. Die Luft ist warm und feucht. »Die Schwangerschaft verlief doch so gut.«

Während all der Wochen war sie es, die den Bauch abgetastet hat und uns das kleine Babyherz hören ließ. Es gab nie Komplikationen. Nach jeder erfolgreich verlaufenen Sitzung holten Bart und ich beim Bäcker süße Teilchen, die wir anschließend zu Hause aufaßen, an dem Tisch, den mein Vater für uns geschreinert hat. Wir fühlten uns privilegiert. Alles verlief so glücklich.

Gestern in der Früh lag ich noch bei Louise auf dem Behandlungstisch. Sie schlug mir Stripping vor. Sie könnte mit zwei Fingern versuchen, die Fruchtblase von der Gebärmutterwand zu lösen. Es würde ein wenig schmerzen, aber manchmal brächte es die Geburt in Gang.

Als sie fertig war, stand ich von der dünnen Lage raschelnden Papiers auf dem Behandlungstisch auf. Der Schmerz hielt sich in Grenzen. Ich knöpfte mir die mitwachsende Hose zu und gab ihr die Hand. Louise wünschte mir viel Glück. Es könne

nun jeden Moment losgehen. An der Rezeption mit den Goldfischen vorbei, verließen Bart und ich Arm in Arm die Praxis.

Am Abend haben die Wehen eingesetzt.

»Ja, alles lief so gut.« Bart nimmt einen letzten Zug von seiner Zigarette und versucht, den glühenden Stummel mit seinen Nike All Conditions Gear in eine Bodenfliese hineinzudrehen.

Louise bleibt vor der Bank stehen. Sie sagt, wie schlimm sie es findet, dass wir dies durchmachen müssen. Dass das niemand hätte vorhersagen können. »Wir leiden alle mit euch, auch die anderen in der Praxis.« Dann entschuldigt sie sich: Andere Frauen warten. »Wir werden mitbekommen, wenn es weitere Informationen gibt.« Sie macht einen Bogen um ein Taxi, das mit laufendem Motor vor der Drehtür steht und taucht wieder ab in die Tiefgarage.

»Ich glaube, sie hat geweint«, sage ich zu Bart.

- Großer Nabelbruch
- Hackenfüße
- missgebildeter Schädel
- abweichende Gesichtsmarkmale
- niedriger Muskeltonus
- doppelte Herzabweichung
- verkrümmter Rücken
- verdrehter Darm

Als würde der Arzt eine Einkaufsliste ablesen. In seinen behaarten Händen hält er das handbeschriebene DIN-A4-Blatt. »Wir wissen nicht, ob es sich um einen Zufall handelt, dass Job mit so vielen Abweichungen geboren wurde. Es ist auch möglich, dass er an einem Syndrom leidet.« Dr. De Gier sieht von seinem Blatt auf.

»Was ist das genau, ein Nabelbruch?«, will ich wissen. Ich bin es gewöhnt, bei allem, was ich nicht verstehe, nachzufragen. Ich arbeite als Journalistin bei einer Zeitung. Mein Spezialgebiet: Gesundheitswesen. Ich schreibe wöchentlich über das Krankenhaus, in dem wir uns gerade befinden.

»Das bedeutet, dass die Bauchwand nicht geschlossen ist. Es ist ein Loch im Bauch, durch das der Darm nach außen dringt. Das ist der Knubbel, den Sie gesehen haben. Wir nennen das eine Omphalozele.«

»Wächst das von selbst zu?«

»Bei Job nicht. Der Bruch ist zu groß. Wir werden seinen Bauch operieren müssen.«

Wir sitzen wieder im Zimmer auf der Entbindungsstation. De Gier kann kaum älter sein als Bart. Er hat früh eine Glatze bekommen. Einen der vier Stühle hat er an mein Bett geschoben. Bart holte einen weiteren. Jetzt stehen nur noch zwei an der Wand unter dem Fenster.

De Gier arbeitet die Liste ab. Jobs Füßchen, die wir in Richtung seiner Schienbeine

abgewinkelt gesehen haben, nennen sie »Hackenfüße«. Die können sie schienen oder operieren. Seinen spitz zulaufenden Kopf nennen sie »Dreieckschädel«. Die Schädelnähte haben sich zu früh geschlossen, wodurch ein Buckel auf seiner Stirn entstanden ist. Würde man von oben ein Foto machen, könnte man sehen, dass die Kopfform einem Dreieck ähnelt. Es ist möglich, solch einen Schädel chirurgisch zu öffnen, abzurunden und zurücksetzen.

Jobs Augen haben die Form von Mandeln. »Mongoloide Augenstellung« steht auf dem Papier des Arztes. Ohren und Nase sind extrem klein und der Gaumen liegt zu hoch.

Der niedrige Muskeltonus – Hypotonie – bedeutet, dass die Muskeln nicht, wie bei gesunden Menschen, ihre Spannung automatisch halten können. Wir brauchen uns nicht besonders anzustrengen, um aufrecht zu sitzen; wenn jemand dagegen eine niedrige Muskelspannung hat, kostet ihn das viel Kraft. Job ist nicht stark. Wird er je laufen können? Das ist die große Frage. Er wird in jedem Fall Physiotherapie benötigen.

Das Herz muss genauer untersucht werden. In der Aorta, der großen Schlagader, die den Körper mit Blut versorgt, ist eine Verengung zu sehen. Etwaige Folgen sind nicht vorherzusehen.

Jobs Rücken ist wegen einer Windung in seiner Wirbelsäule gekrümmt. Außerdem er hat einen Wirbel zu viel. Wie sich das entwickeln wird, lässt sich ebenso wenig sagen.

Der Darm ist verdreht. Er ist sozusagen anders aufgerollt als bei uns. Das kann zu Problemen bei der Ernährung führen. Vielleicht behält er nichts bei sich. Und falls sich Teile des Darms plötzlich verklemmen und absterben, kann Job sterben. Dann müsste er notoperiert werden.

»Würden Sie das alles nachher noch einmal wiederholen, wenn unsere Eltern dabei sind?«, frage ich. »Wir sind jetzt nicht in der Verfassung, um weitere Fragen zu stellen.«

Papa ruft an. Er steht im Stau und kommt später. Die blöde Brücke. Der Weg über den Fluss ist der einzige Zugang zu unserer Stadt. Eine neue Stadtbrücke wird dringend benötigt. Wir füllen ganze Zeitungen mit diesem Thema. Betriebe wollen sich hier nicht niederlassen, weil die Infrastruktur miserabel ist. Die Stadt hat millionenschwere Schulden. Den Haag hat zugesagt, in eine zweite Brücke zu investieren, doch das Geld kommt, zum großen Ärger der Stadtverwalter, nicht an. Pläne werden geändert und verschoben. Und so stehen meine Eltern an diesem 4. Februar immer noch über dem Wasser. Im Regen.

Barts Eltern, mein Bruder Erwin und seine Frau Micky sind bereits im Krankenhaus. Eine Krankenschwester hat uns ein paar Hocker gebracht. Wir warten.

Als Papa und Mama das große, nackte Zimmer gefunden haben, kommt De Gier wieder.

»Soll ich alles noch einmal erzählen?«, fragt er, während er einmal in die Runde blickt. Ich nicke, und der junge Arzt liest erneut seine Einkaufsliste ab.

Meine Mutter stellt höfliche Fragen. Darüber, was der Doktor denke. Über Operationen. Über Überlebenschancen.

»Ich kann dazu nichts sagen, solange wir nicht wissen, was er hat. Wir müssen noch

viele Untersuchungen vornehmen.«

Und das Gehirn?

»Das ist normal angelegt. Nicht kleiner oder anders als bei gesunden Kindern. Darüber, wie es funktioniert, können wir im Moment keine genauen Aussagen machen.«

Der Arzt neigt den Kopf, der auf einem mageren Hals sitzt, und blickt auf seine Armbanduhr. »Hat noch jemand Fragen?«

Die Stille der unwiderruflichen Realität.

»O Gott«, entfährt es meinem Bruder, als der Arzt sich verdrückt hat. Die Omas weinen. »Where's the baby?«, fragt Micky. Sie kommt aus Kalifornien. Ich erzähle ihr, dass Job im Keller liegt.

»Wir sollten für heute Abend einen Plan machen«, merkt Papa an.

Bart zieht seine Jacke an. Er will nach Hause. Weg von hier. Meine Mutter erschrickt. »Aber Annemarie muss hierbleiben, sie hat gerade entbunden. Und was ist mit Job?«

»Wenn Bart geht, geh ich mit«, sage ich.

Das Kind wird unten von Maschinen mit Lämpchen und Warnsignalen bewacht. Dabei werden wir nicht gebraucht.

»Dann bringen wir euch nach Hause«, sagt mein Vater.

Bevor wir abfahren, gehen wir runter auf B0. Wir wechseln uns ab: Jeweils zu dritt dürfen wir in die Station, nachdem wir uns die Hände desinfiziert haben.

Das Baby merkt nicht, wie bestürzt seine Familie es betrachtet. Es schläft.

Auf der Entbindungsstation packe ich meine Tasche. Bart sitzt bereits auf seinem Fahrrad. Meine Mutter platziert den neuen Maxi-Cosi sicher neben der Tür.

»Ich kann doch kein behindertes Kind großziehen, Mama!«

Sie fasst mich an den Schultern. »Nein, das kannst du nicht.«

Micky und ich sitzen im Auto von Barts Eltern auf der Rückbank. Die Straßen glänzen dunkelblau. Barts Vater dreht am Knopf des Autoradios, während er fährt. Leichte klassische Musik. Unsere Wohnung ist zehn Autominuten vom Krankenhaus entfernt. Unser Reihenhaus steht in einer unauffälligen Gegend zwischen den Gleisen und der Zandstraat, einer der Hauptstraßen quer durch die Stadt.

Vor drei Jahren kamen wir für dieses Haus in Betracht. Bart hatte sich schon lange bei der Wohnungsgesellschaft eingeschrieben, aber meistens wurden wir von der Verlosung ausgeschlossen, weil wir zu viel verdienten. Bei dieser Wohnung mit einer Miete von 325 Euro im Monat mussten die potenziellen Mieter keine bestimmten Voraussetzungen erfüllen. Die Vereinigung wollte das Stadtviertel aufmöbeln, indem sie Menschen mit Geld und Bildung anzog. Auf dem Stadtplan hatten wir uns die Kralenstraat angesehen. Schön, gerade außerhalb vom Zentrum.

Wir bekamen auch eine Einladung, ein Haus am Kai zu besichtigen. Die Miete betrug 600 Euro. Bart träumte von einem Haus am Wasser, aber als wir es uns ansahen, zeigte sich, dass man nur von der zugigen Dachterrasse aus die Frachtschiffe durch das Wasser gleiten sah. Und wie oft ist es in den Niederlanden schon so warm, dass man oben auf

seinem Haus sitzen kann? Die Wohnung an der Kralenstraat hat hinter dem Haus einen geschützten Garten zwischen zwei Reihen brauner Koniferen. Von dem Geld, das wir sparen, können wir mindestens zwei Mal im Jahr in ein sonniges Paradies am Meer fliegen.

Die Zandstraat verläuft ein wenig bergab. Wir fahren am Farbengeschäft vorbei. Über dem hinteren, mit Dosen gefüllten Regal, brennt eine Lampe. Hier habe ich das Korallenrot für das Babyzimmer besorgt. Im erleuchteten Albert-Heijn-Supermarkt werden die Fächer aufgefüllt. Hier hatten wir uns mit Zwieback für die Tage nach der Geburt eingedeckt.

Unser Friseur Soheil hat die Lichter in seinem Eckladen schon ausgemacht. Bevor er die Tür abschließt, raucht er immer noch eine Zigarette auf dem Bürgersteig. Jeden Tag fahren wir hier mit dem Fahrrad vorbei. Er wollte Bart unbedingt vor »dem Großen Tag« noch die Haare schneiden, aber es ist nicht mehr dazu gekommen.

Die Scheibenwischer ziehen rote Streifen über die Windschutzscheibe. Wir stehen vor einer Ampel. Barts Vater lenkt den Kombi in die Kralenstraat. Hier parkt er seinen Volvo hinter dem VW meiner Eltern.

Mama kocht Kaffee. Ich solle mich am besten auf einen hohen Stuhl setzen, meint Barts Mutter. Sie holt mir einen der Holzstühle vom Tisch. Erwin und Bart trinken keinen Kaffee. Nein, sie wollen auch keinen Tee, aber danke. Die Väter thronen auf dem Ikea-Zweisitzer. Auf den Straßen wird es später wohl etwas ruhiger zugehen. Sie sind trocken, nicht wahr?

Kaffeemilch? Im Küchenschrank, links unten. Mama, Bart nimmt sich schon selbst. Falls jemand Kekse möchte, wir haben Sirupwaffeln. Nicht in eine Dose legen, dann werden sie immer weich.

»No, Micky, I am not cold. Just shaking. No need to turn up the heating.«

Als die Tassen leer getrunken sind, sage ich, dass sie nicht abzuwaschen brauchen. Sie können nichts mehr für uns tun.

Wir telefonieren später.

»Soll ich Essen machen?«

»Ich hab keinen Hunger.«

Bart geht in die Küche. Er kocht jeden Tag. Ich schiebe den hohen Stuhl zurück an den Tisch und lege mich aufs Sofa. Die Wärme der Väter ist noch zu spüren. Ich nehme die Fernbedienung von der Fensterbank. Der Fernseher steht genau gegenüber der Couch, in einem großen Wandschrank, den mein Vater geschreinert hat. An einer Wand, die ich sonnengelb gestrichen habe.

Guusje Nederhorst wurde heute Mittag begraben, sehe ich im Showbiz-Programm. Krebs. Sie spielte die Roos in der niederländischen Version von Gute Zeiten, schlechte Zeiten. Es gab eine Phase, in der Bart und ich es täglich sahen. Für mich war das Entspannung. Nach einem Arbeitstag den Kopf leer bekommen. Manchmal flossen bei mir die Tränen über die rührseligen Storys. Bart ärgert sich gerne. Darum schaute er mit.

Das Showbiz-Programm zeigt Fotos. Guusje mit einem Baby in den Armen. Ihr Mann ist

der Sänger der Gruppe Kane. Er singt ein Lied für sie, »My Sweetheart«. Das Brutzeln des Fleisches in der Bratpfanne macht es schwierig, ihn zu verstehen. Durch die geöffnete Tür sehe ich, wie Bart die Dampfzugshaube einschaltet. Die Fenster sind beschlagen.

In unserer Küche sind die Wände azurblau und hellrosa. Ich habe sie vor ein paar Wochen so gestrichen. Die Farben sind inspiriert von Bonaire. Wir waren letztes Jahr zum Schnorcheln dort, von dem Geld, das wir uns durch die günstigere Wohnung gespart hatten. Leicht wie Schäfchenwolken am karibischen Himmel, ließen wir uns jeden Morgen mit dem Fahrrad den Hügel hinunterrollen. Wir sausten vorbei an viereckigen Häuschen in rosa und blau, bis zum Strand, der über und über mit Röhrchen von abgestorbenen Korallen bedeckt war. Es hörte sich an wie in einem Glascontainer, wenn man darüberlief.

Die hübsche Guusje lacht in die Kamera und winkt. Es folgt ein kleiner Film von ihrer Hochzeit in Las Vegas. Vor ein paar Jahren verließ sie die Soap. Jetzt ist sie tot. Ganz in echt tot.

Ich blicke zu dem Laufstättchen, das leer neben dem Sofa steht. Sehe Barts weißes Gesicht in der karibischen Küche.

Wir haben heute ein Kind bekommen.

Es ist behindert. Ganz in echt behindert.

Ich weine nicht. Ich denke nach.

So hätte es nicht kommen sollen.

Niemals.

Mit zwei beladenen Tellern kommt Bart ins Zimmer. Ich nehme ihm einen ab. Er geht zurück, um Messer und Gabeln aus der Küchenschublade zu holen. Dann lässt er sich neben mich auf das Sofa plumpsen. Wir sehen eine strahlende Máxima im Fernsehen. »Danke für all die Karten und Geschenke, die wir von euch zur Geburt unserer ersten Tochter Amalia empfangen durften.« Sie spricht zum niederländischen Volk. Unsere Bäuche wuchsen gleichzeitig. Wir waren gemeinsam schwanger.

Bart nimmt die Fernbedienung. Er zappt die Prinzessin aus dem Bild, drückt sie so oft weg, bis wir beim frankophonen TV 5 angelangt sind. Bart spricht kein Französisch. Er schaltet den Fernseher ab.

In der Küche rattert die Abzugshaube.

»Sollen wir hochgehen?«

Er fragt, ob ich Treppenlaufen kann.

»Ich denke schon.«

Über dem Mülleimer in der Küche schiebt er die Frikadelle von meinem Teller. Er macht einen Geschirrstapel, bereit zum Abwaschen, und schließt die Tür hinter sich.

Unter der Decke kriechen ich ganz dicht an Bart heran. Mein schlaffer Bauch berührt seinen Rücken.

»Warum, Bart?«, frage ich immer wieder.

Ich suche die Antwort in den Vorhängen, die sich in der Dunkelheit bauschen.

Er hält meinen Arm, der um seine Mitte liegt.

Um 03:26 Uhr knippst Bart eine Lampe an und dreht sich auf den Rücken.

»Ich glaube nicht, dass ich das will, Anne, all die Operationen. Hat es einen Sinn?«

Seine Worte erschrecken mich nicht. Ich denke seit Stunden genau das Gleiche. De Gier hat über unser Kind gesprochen, als wäre es ein Haus, das von Grund auf renoviert werden müsste. Neues Dach, andere Leitungen, moderner Heizkessel und hier und da ein Stützbalken.

Aber was ist, wenn das Fundament nichts taugt?